

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung“.

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Die kleine Gräfin.

Erzählung von C. E. Wernersdorf.
(Nachdruck verboten.)

Endlich erschien der Diener, um Grünbaum anzumelden, der denn auch bald darauf ins Zimmer trat.

„Hören Sie, Grünbaum, Sie haben mich ungebührlich lang warten lassen,“ schnitt Graf Bergen den demüthigen Gruß des Geschäftsmannes ab. „Ist es jetzt zwei Uhr?“

„Sollte es schon später sein, Herr Graf,“ erwiderte Grünbaum, mit den dicken fleischigen Fingern die an einer schweren goldenen Kette hängende Uhr langsam herausziehend, „meiner Treu, es ist schon etwas später. Ich hatte noch ein kleines Geschäftchen abzumachen, bei demetwas zu verdienen war!“

„Und verdienen Sie an mir nichts?“

„Nicht viel, Herr Graf; ich kann Ihnen sagen, daß mir das ganze Geschäft schon recht leid geworden ist. Himmel, wenn ich jetzt hätte gehabt das schöne Geld, ich hätte damit verdienen können in voriger Woche zehn Prozent auf einen Schlag!“

„Nun, es ist Ihnen doch bei mir sicher!“

„Was thu ich mit der Sicherheit, wenn sie nichts einbringt? Und die Sicherheit ist auch nicht so gewiß; wenn Ihr Herr Onkel in Sichenrode gemacht hat ein Testament, was dann?“

„Dann bekomme ich doch auf alle

dann? Denn daß Sie, Herr Graf, unter allen Umständen soviel erben müssen, daß Sie mich befriedigen können, ist durchaus nicht ausgemacht!“

„Wieviel bin ich Ihnen denn schuldig, Grünbaum? Es kann doch nicht so sehr viel sein?“

„Genau habe ich es nicht im Kopfe, es wird aber etwas über 100 000 Thaler sein!“

„Grünbaum, sind Sie verrückt?“

„Nun ja, da haben wir's!“ Erst wollen der Herr Graf immer Geld und Geld und wieder Geld, da ich oft nicht gemußt habe, woher ich es nehmen soll, und jetzt lamentieren der Herr Graf, daß es ist geworden eine solche Summe! Hätte ich nur nicht gemacht das Geschäft, das mich noch stürzen wird ins Unglück!“

„Aber Grünbaum, ich habe doch höchstens 40 000 Thaler von Ihnen bekommen?“

„So, nur vierzig Tausend Thaler? Und die zwölf Duzend rothseidenen Taschentücher, die dreißig prachtvollen Siegelringe, die zwölf goldenen Uhren, den echten Korallen- und

den schönen Bernsteinschmuck, das alles rechnen Sie nicht für Geld? Was haben allein die sechs Pianinos gekostet und die zehn ächten Brüsseler Teppiche? Rechnen Sie das für nichts?“

„Daß Ihnen die Sachen Niemand ge



Die kleine Gräfin. Grünbaum trat bald darauf ins Zimmer.

Fälle so viel, daß ich Sie befriedigen kann. Ich wüßte aber wirklich nicht, wem mein Onkel sein Vermögen vermachen sollte?“

„Wenn er es der Seitenlinie oder milden Stiftungen vermacht, wo bleibe ich

schent haben wird, das glaube ich schon, Sie werden aber ebenso gut wissen, daß ich mit all dem Plunder nichts anfangen kann; hätten Sie mir lieber bares Geld dafür gegeben. Wenn ich von Ihnen sechs Tausend Thaler haben wollte, gaben Sie mir drei Tausend Thaler baar und für zwei Tausend mußte ich solche für mich ganz werthlose Gegenstände annehmen, und daß Sie sie mir sehr preiswerth angerechnet haben werden, das möchte ich auch noch bezweifeln. Was sollte ich z. B. mit den sechs Pianinos anfangen, ich, der ich keine Note kenne? Was mit den zwölf Dutzend rothleidenen Taschentüchern, die jetzt noch daliegen. Die echten Brüsseler Teppiche, wie Sie sie zu nennen belieben, haben jedenfalls Brüssel nie gesehen und die Schmucksachen und die Uhr habe ich verschenten müssen. Sie haben dabei ihr Geschäft gemacht und ich mußte mich mit den Sachen herumplagen, doch bleibt es mir trotz alledem immer noch räthselhaft, wie ihre Forderung in der verhältnißmäßig kurzen Zeit zu so riesenhafter Höhe anschwellen konnte?"

"Herr Graf vergessen wahrscheinlich, daß die Zinsen jeden Monat zum Kapital geschlagen werden?"

"Und die billigsten Zinsen werden Sie auch nicht berechnen?"

"Nur zehn Prozent, Herr Graf, ich mache nur reele Geschäfte!"

"Na, na, Grünbäumchen, thun Sie nur nicht zu ehrlich! — Aber lassen wir das jetzt, ich brauche Geld, Grünbaum, ich muß bis heute Abend fünf Tausend Thaler haben!"

"Das wird nicht gehen, Herr Graf; ich selbst habe es nicht liegen und wenn ich es mir von einem anderen Manne borge, muß ich hohe Prozente zahlen und was verdiene ich dann? Nichts!"

"Mein Gott, Grünbaum, da rechnen Sie eben ein paar Prozente mehr und damit basta! Ich habe weder Lust noch Zeit, mich noch länger mit Ihnen zu unterhalten, ich muß zum Dienst. Bringen Sie es mir um 6 Uhr hierher, ich werde Sie erwarten. Aber pünktlich sein, Grünbaum, sonst gehe ich zu einem anderen Juden, der macht es sogar vielleicht noch billiger!"

"Haben Sie keine Sorge, Herr Graf, ich werde sehen, ob ich es möglich machen kann; aber ich thue es nur Ihnen zu Liebe, denn diesmal verdiene ich wirklich nichts! Gehorsamster Diener, Herr Graf!"

Erleichtert athmete Graf Guido auf, als der würdige Geschäftsmann gegangen war, trotzdem lagerte sich eine tiefe Furchung auf seiner Stirn.

"Es ist kaum glaublich, 180 000 Thaler in dieser kurzen Zeit! Der Schuft muß mich fabelhaft betrogen haben! Wenn nur endlich der alte Onkel das Zeitliche segnen möchte, ich gönnte ihm wirklich die ewige Ruhe und mir sein Geld. — Ich glaube wahrhaftig, ich muß jetzt anfangen, vernünftig zu werden, sonst geht Eichenrode nebst den anderen Gütern auch noch flöten, und das darf nicht sein. Was habe ich

eigentlich von dieser ganzen fabelhaften Summe Geldes gehabt? Nichts als ein paar aufregende Abende am Spieltisch, in das andere haben sich die kleine Cylli und der Halsabschneider, der Grünbaum getheilt! — Ich bin dieser faden Vergnügungen, die eigentlich gar keine sind, schon längst überdrüssig, — gut, so sei denn von heute an mit dem alten Leben gebrochen und ein neues werde begonnen, denn einmal muß man ja doch vernünftig werden!"

7.

In dem Schulhause zu Dünow herrschte jetzt eitel Lust und Freude, denn das Bachmannsche Ehepaar hatte die Bewerbung Baron Kurts angenommen und Alma, die „kleine Gräfin“, war jetzt glückliche Braut. —

Welche Aufregung die Nachricht von dieser Verlobung im ganzen Dorfe hervorbrachte, kann man sich denken, doch wäre es nicht richtig, wollte man annehmen, daß auch hierbei der Neid eine Rolle gespielt habe. Im Gegentheil, die Schulgenossinnen Almas wußten recht gut, daß sie niemals hätten daran denken können, ihr den „jungen Herrn“ streitig zu machen, wenn sie es auch gewollt hätten, sie sahen ein, daß die „kleine Gräfin“ aus einem anderen Holze geschnitten sei und erkannten dies neidlos an, während die reichen Bauern stolz auf ihre Taschen klopften und meinten, der Herr Baron hätte vielleicht doch klüger gethan, ein reiches Mädchen zu heirathen, da er selbst nichts habe und die paar Tausend Thaler, die Alma einmal bekommen würde, das Kraut nicht fett machen würden. Ihnen könne es aber gleichgültig sein, wie man sich bette, so liege man.

Die Bachmannsche Familie war eines Abends mit Baron Dünow im Garten zu traulichem Gespräch vereint, als man plötzlich einen Wagen durch das Dorf rollen hörte, der seine Richtung nach dem Schulhause nahm und dann vor diesem still hielt.

Ehe Bachmann noch heraustreten konnte, um nachzusehen, wem unerwarteter Besuch ankam, war schon ein bejahrter Herr aus dem Wagen gestiegen, der dann von dem Lehrer herzlich willkommen geheißen wurde.

"Läßt Du Dich endlich auch einmal sehen, Justizrath, wir glaubten schon, Du wüßtest es gar nicht mehr, wo das Schulhaus von Dünow liege!"

"Ja, alter Freund, die Geschäfte, die Geschäfte, sie lassen unsereinen keine Zeit und wenn ich nicht heute in wichtiger Angelegenheit nach Eichenrode fahren mußte, so wäre ich auch jetzt noch nicht hergekommen. Da ich aber so nahe war, so wollte ich doch nicht vorbeifahren, ohne meinen alten Freund Bachmann wieder einmal begrüßt zu haben!"

"Das ist hübsch von Dir, komm nur gleich in den Garten, damit ich Dir den Verlobten unserer Alma vorstellen kann!"

"Was Du sagst? Alma verlobt, das ist aber schnell gegangen, davon hat man

ja noch gar nichts gehört? Wer ist denn der Glückliche?"

"Die Verlobung hat erst dieser Tage stattgefunden; Baron Dünow will uns unsere Alma entführen. Die offizielle Anzeige hättest Du morgen erhalten!"

"Na, da gratuliere ich Dir von Herzen, mein alter Freund!"

Schnell fühlte sich Justizrath Menger, welcher in der nächsten Kreisstadt als Rechtsanwalt und Notar ansässig war, in dem gemüthlichen Kreise heimisch und nachdem er seine Glückwünsche dem Brautpaare und Frau Bachmann dargebracht, begann er zu erzählen, was ihn nach dem benachbarten Eichenrode zum Grafen Bergen geführt habe. Der Graf sei schwer krank, berichtete er, und werde wohl nicht mehr lange leben. Dazu sei noch gekommen, daß er über seinen Neffen und einzigen Erben, den Grafen Guido Bergen, der in Berlin in Garnison stehe, in der letzten Zeit so Ungünstiges gehört habe. Der junge Offizier habe nicht nur sein bedeutendes väterliches Erbtheil verjubelt, sondern auch schon auf Rechnung der großen Erbschaft von seinem Onkel beträchtliche Schulden gemacht. Das sei ein harter Schlag für den alten Herrn gewesen, der von seinem Neffen bisher nur das Beste gehalten habe. Mehr wie je betrauerte er, daß sein Sohn Heinrich so zeitig habe sterben müssen, ohne einen Erben zu hinterlassen. Er habe sich von ihm, dem Justizrath, der ja so viele Jahre hindurch sein Sachwalter gewesen sei, Rath darüber erbeten, was er thun solle, denn er fürchte, daß Graf Guido schon nach wenigen Jahren auch mit diesem Erbe fertig sein werde. Der Justizrath berichtete weiter, daß er gegenüber dem Grafen mit seiner Ansicht nicht zurückgehalten habe, sprach sich aber nicht näher darüber aus; nur so viel theilte er mit, daß sie zwar noch zu keinem bestimmten Entschlusse gekommen seien, daß aber der Justizrath morgen wieder nach Eichenrode hinauskommen solle, wie er auch bereits Generalvollmacht erhalten habe, die Nachlassregulierung zu führen und gleich nach dem Tode des Grafen gerichtlich Siegel anlegen zu lassen.

Dr. Bachmann hatte der Erzählung des Justizrathes aufmerksam gelauscht; als sich dann die Unterhaltung anderen Gegenständen zugewendet, gab er seinem Freunde einen Wink und Beide zogen sich in das Studierzimmer Bachmanns zurück.

Lange Zeit verhandelten die beiden Herren, die Universitätsfreunde waren und sich nach Bachmanns Antritt in Dünow zufälligerweise wieder getroffen hatten, in der verschwiegenen Studierstube allein; aber dem Liebespaar verging mit dem süßen Getändel die Zeit so schnell, daß es ihm gar nicht auffiel, wie lange sich die Herren schon zurückgezogen hatten, und Frau Bachmann mußte wohl eine Ahnung davon haben, was die beiden Freunde verhandelten.

Als sich dann am späten Abend Justizrath Menger wieder zur Abreise rüstete, verabschiedete er sich von Bachmann mit

den Worten; „Also, es bleibt dabei, ich fahre schon morgen früh wieder nach Eichenrode! Glaube mir, der alte Herr wird sich gewiß freuen über das, was ich ihm zu eröffnen habe! Also morgen auf Wiedersehen!“

Sie sahen sich allerdings am nächsten Tage wieder, aber unter ganz veränderten Umständen. Schon frühzeitig nämlich kam die Kunde nach Dünow, daß der Herr auf Eichenrode, Graf Otto von Bergen, während der Nacht infolge eines Schlaganfalles plötzlich verstorben sei. Justizrath Wenger kam also mit seiner freudigen Mittheilung für den Grafen zu spät.

Gleich nach seiner Ankunft in Eichenrode ließ Justizrath Wenger auf Grund seiner Vollmacht die gerichtlichen Siegel anlegen und theilte den Beamten mit, daß er, bis der Erbe vom Gericht anerkannt sein werde, die Verwaltung der Herrschaft übernehme.

Wenige Stunden vor dem Begräbniß, — er hatte nicht eher Urlaub erhalten — langte auch Graf Guido auf Schloß Eichenrode an und begann sofort in seiner Eigenschaft als Neffe und einziger Erbe Anordnungen zu treffen. Die Dienerschaft, welche es mit dem neuen Herrn auch nicht verderben wollte, mußte nicht, wenn sie gehorchen sollte, dem Justizrath Wenger oder dem jungen Grafen, und so konnte es denn nicht ausbleiben, daß es zwischen beiden Herren zu einer ziemlich erregten Auseinandersetzung kam.

„Sagen Sie mal, lieber Justizrath,“ begann Graf Guido in einem hochfahrenden, näselnden Tone, „was ist denn das hier für eine Geschichte, daß alles versiegelt ist. Wer hat denn eigentlich diese Dummheit angeordnet?“

„Diese Dummheit, wie Sie sich auszudrücken belieben, hat Ihr Herr Onkel angeordnet. Außerdem wäre es aber so wie so Pflicht des Gerichtes gewesen, den Nachlaß unter Siegel zu halten, bis der Erbe gerichtlich anerkannt ist!“

„Und welches sind Ihre Funktionen, lieber Justizrath?“

„Ich, lieber Graf — —“

„Herr Graf, wenn ich bitten darf, lieber Justizrath!“

„Herr Justizrath, wenn ich bitten darf, Herr Graf! meine Funktionen sind die, den Nachlaß zu regulieren und die Verwaltung zu führen, bis ich vom Gericht autorisirt werde, den Nachlaß an die Erben auszufolgen. Im Uebrigen aber halte ich es für passend, diese Unterredung jetzt abzubrechen und bis nach der Beisetzung des Herrn Grafen zu verschieben. Heute Abend, ehe ich nach Hause fahre, bin ich gerne bereit, Ihnen Rede und Antwort zu stehen. Habe die Ehre, Herr Graf!“

Der Justizrath ging und ließ den jungen Grafen in einer nicht zu beschreibenden Stimmung zurück.

„Dieser Altenmensch thut gerade so, als ob ich hier gar nichts zu sagen hätte! Sollte dahinter mehr stecken! Sollte mein Onkel ein Testament gemacht und mich nicht zum Erben eingesetzt haben? Das

wäre fabelhaft dumm! Ach was, ich mache mir jedenfalls unnöthige Sorge. So einem alten Altenmensch thut es auch wohl, wenn er ein bißchen kommandieren und den Herrn spielen kann. Gönnen wir ihm das ungeschuldige Vergnügen, aber wenn ich erst Herr hier bin, dann fliegen Sie, mein lieber Herr Justizrath!“

Einfach wie er gelebt, ebenso einfach und ohne allen Pomp war Graf Otto von Bergen seinem Willen gemäß zu Grabe geleitet und in die Gruft seiner Väter hinabgesenkt worden. Das zahlreiche Trauergesolge zerstreute sich bald und nur Graf Guido und der Justizrath blieben an der Gruft zurück.

„Ich glaube, Herr Graf, daß dies der geeignetste Ort für das ist, was ich Ihnen zu sagen vom verstorbenen Herrn Grafen beauftragt bin. Graf Otto war ein alter Mann, daß er aber so plötzlich gestorben ist, daran tragen Sie die Schuld, Herr Graf. Es ist dem Grafen Otto zu Ohren gekommen, daß Sie Ihr ganzes väterliches Erbtheil vergeudet — —“

„Wählen Sie andere Ausdrücke, mein Herr — —“

„Ich wähle die Ausdrücke, deren sich Graf Otto bedient hat — daß Sie, sagte ich, Ihr ganzes Erbtheil vergeudet, und nicht genug damit, auch bereits Schulden auf die von Ihrem Onkel zu erhoffende Erbschaft gemacht haben. Das hat den alten Mann so alteriert, daß er zusehends kränker wurde und dann einem Schlaganfall erlag. Er bedauerte mir gegenüber wiederholt, daß er keinen direkten Erben hinterlasse, da er befürchtete, daß Sie auch die Herrschaft Eichenrode bald vergeuden würden. Er wollte daher ein Testament machen und Sie enterben, ich rieth ihm davon ab und versprach ihm zu gleicher Zeit, daß ich, wenn Sie meiner Dienste bedürfen sollten, diese Ihnen in gleicher Uneigennützigkeit weihen wollte, wie dem alten Herrn!“

„Sie sind in der That zu freundlich,“ warf der Graf ein, „ich lehne aber Ihre Dienste ein für alle Male ab!“

„Dessen bedarf es auch gar nicht mehr, Herr Graf, da sie überhaupt nicht in die Verlegenheit kommen werden, meiner Dienste zu bedürfen!“

„Wie soll ich das verstehen, mein Herr!“

„Sehr einfach, da Sie nicht der Erbe sind, weil sich ein direkter Nachkomme gefunden hat, Graf Heinrich war verheirathet und hat ein Kind hinterlassen, welches lebt. Die erforderlichen Zeugnisse sind bei Gericht niedergelegt.“

„Herr, das lügen Sie!“

„Jetzt muß ich Sie bitten, Herr Graf, Ihre Ausdrücke besser zu wählen,“ erwiderte der Justizrath in aller Ruhe, „denn die Richtigkeit dessen, was ich Ihnen hier soeben gesagt habe, wird Ihnen sehr bald, vielleicht schon heute durch eine gerichtliche Zustellung bewiesen werden!“

„Die Zeugnisse sind gefälscht, müssen gefälscht sein. Ich werde einen Prozeß anstrengen, um zu meinem Rechte zu kommen!“

„Thun Sie das, Herr Graf, aber enthalten Sie sich, bis Sie den Prozeß gewonnen haben, hier auf dem Grund und Boden der Herrschaft jeglicher Anordnungen und Befehle, das ist der ganz bestimmte Wunsch, den ich ausspreche. Im Uebrigen habe ich nichts dagegen, wenn Sie die Gastfreundschaft dieses Schlosses noch einige Tage beanspruchen wollen!“

„Ich muß wirklich sehr danken, mein verehrter Justizrath, ich werde noch heute abreisen. Aber um das eine ersuche ich Sie noch: Wo befindet sich der Erbe, der das Kind des Grafen Heinrich sein soll?“

„Thut mir leid, Herr Graf, Ihnen diese Frage nicht beantworten zu können, da ich mich nicht für befugt dazu halte!“

Eine Stunde später hatte Graf Guido von Bergen Eichenrode verlassen.

8.

Fast zwanzig Jahre müssen wir in unserer Erzählung zurückgreifen.

In Nizza, jenem schönen, von der Natur mit so verschwenderischer Pracht ausgestatteten Fleckchen Erde, das schon für viele Leidende der letzte Hoffnungsanker war, hatte auch Graf Heinrich von Bergen Aufenthalt genommen. Sein Leiden war noch nicht so schwer, wenigstens hielt er es mit der allen Lungentranken eigenen Hoffnungslosigkeit für nicht schwer, aber er war doch dem Rathe der Aerzte gefolgt — einmal, weil er von dem milden Klima Nizzas wirklich Besserung für sich erhoffte und dann, weil ihn eine geheime Sehnsucht überall dahin zog, wo Martha Bachini weilte.

Martha Bachini war Sängerin; sie hatte in Wien und Paris ihre Ausbildung genossen und dann an der Berliner Oper ein längeres Gastspiel-Engagement gefunden. Doch sie sang auch in Konzerten und Privatkreisen und in einem solchen hatte Graf Heinrich das in herrlicher Jugendschöne prangende Mädchen kennen gelernt. Die erste Begegnung zwischen den beiden jungen Leuten war für jedes von ihnen entscheidend gewesen. Obgleich eine tiefe gesellschaftliche Kluft beide trennte, so achteten sie dessen nicht, sie fühlten sich unhaltsam zu einander hingezogen und schwelgten, da sie ihren Gefühlen für einander Worte zu geben noch nicht den Muth gehabt hatten, gemeinsam in dem Reich der Töne, diese zu ihrem Dolmetscher machend.

Graf Heinrich war nämlich selbst musikalisch hoch gebildet. Für den Militärdienst zu schwach, hatte er schon frühzeitig Neigung und Begabung zur Musik gezeigt und da sein Vater verständig genug gewesen war, die Anlagen seines Sohnes durch treffliche Lehrer genügend zu unterstützen, so hatte sich denn mit den Jahren aus dem gräßlichen Dilettanten ein Künstler herausgebildet, der recht wohl, wenn seine gesellschaftliche Stellung dies nicht überflüssig gemacht hätte, durch seine Kunst nicht nur Vorbeeren, sondern auch reiche Mittel sich erwungen hätte.

So hatte denn das platonische Verhältnis zwischen den beiden jugendlichen Musikenthusiasten einige Monate gedauert, als Martha plötzlich einen Ruf nach Nizza erhielt, den sie, wollte sie ihren Ruf als Sängerin nicht schwer schädigen, unmöglich ausschlagen konnte. Sie nahm ihn an und schied mit bitterem Schmerz von Berlin und von Graf Heinrich; auf diesen aber wirkte die Trennung von der heimlich Geliebten so ungünstig, daß sich sein Zustand täglich verschlimmerte, so daß die Aerzte einen längeren Aufenthalt in Nizza glaubten anordnen zu müssen. Noch nie war Graf Heinrich einem ärztlichen Befehl so willig gefolgt wie diesem; mit größter Eile wurden die Vorbereitungen für die Reise getroffen und schon nach wenigen Tagen hatte er das Glück, Martha in Nizza begrüßen zu können.

Was der lange Verkehr in Berlin nicht zuwege gebracht hatte, hier unter dem süßlichen Himmel geschah es, hier strömte in der Freude des Wiedersehens den Liebenden, ihnen selbst unbewußt, das süße Bekenntniß von den Lippen, das sie so lange im tiefsten Herzen verborgen gehalten hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied.

Novelle von Paul Wlsh.

(Nachdruck verboten.)

Nur wenige Freunde gaben ihm das Geleit, als er zur Bahn ging. Man sprach gleichgültige Worte, um das Weh der Trennung zu erleichtern, und als endlich der Zug kam und Karl eingestiegen war, da athmeten alle wie befreit auf.

Jetzt noch ein paar liebe herzliche Worte, Händedrücke, sprechende Blicke und dann das letzte Lebewohl.

Der Zug fuhr davon!

Und Karl lehnte sich zurück in die Ecke und schloß für ein paar Minuten die Augen, — nun war es geschehen, nun lag all das Alte, das Vertraute, die Gewohnheiten langer Jahre, all das lag nun hinter ihm, und jetzt ging es dem Neuen, Unbekannten entgegen, nach der Hauptstadt siedelte er über, dort nun sollte er sich eine neue Heimath gründen — er athmete tief auf, und ein Seufzer rang sich empor aus dem vollen sorgenbedrückten Herzen.

Und weiter fauste der Zug in rasender Eile.

Zum Fenster herein stüht der Sonnenschein und spielt hüpfend und tanzend mit all den Gegenständen, die da im Coupé umherliegen, und ein Windhauch weht herein, herblich frisch, der bringt Grüße mit von den heimathlichen Fluren, und der legt sich kosend an sein Gesicht und flüstert ihm tausend kleine Geschichten zu, — Erinnerungen aus der Vergangenheit, — alles, was längst vergessen, wird wieder lebendig vor seinen Augen, und so durchlebt er im Geiste alles noch einmal.

Vierzig Jahre ist er jetzt alt. Und diese vierzig Jahre hat er mit geringen Unterbrechungen in dem kleinen Städtchen

verlebt, das seine Heimath war. O, es waren keine leichten Jahre, die nun hinter ihm lagen. Es war das Leben in seinem ganzen bitteren Ernst mit all den herben Enttäuschungen, mit all den schweren Kämpfen um das bißchen tägliche Brod, es war das öde alltägliche Einerlei, das so schnell die Lebensfreude tödtet und vor der Zeit die Seele alt macht. — Früh verlor er den Vater, und da kein Vermögen da war, mußte er als ältester für die Mutter und für die kleinen Geschwister arbeiten. Das war seine Pflicht, das fühlte er. Und so hat er es denn auch immer bitter ernst genommen. Er hat keine Jugend genossen, er hat keine Freuden gekostet, er hat nur immer gearbeitet; verbienen! schaffen! Das nur hat ihn vorwärts getrieben. Für alles, was um ihn herum geschah und was nicht mit seinen Interessen zusammenhing, für alles das hat er nie Zeit und Verstandniß gehabt. Später dann, als die Mutter gestorben und die Geschwister groß und nicht mehr auf ihn angewiesen waren, da ist ihm wohl manchmal der Gedanke gekommen, auf und davon zu gehen, weit fort, in die Welt hinein, aber nie hat er den Gedanken zur Ausführung gebracht. Die Gewohnheit war stärker gewesen, und dann wieder war es die Angst vor dem Neuen, dem er sich nicht gewachsen glaubte. So ist er denn daheim geblieben bis jetzt. Und nun mit einermal, urplötzlich geschah der Wechsel.

Ein kinderloser Verwandter war gestorben, der ihn zum Erben eingesetzt hatte. Das Geschäft dieses Verwandten aber war in der Hauptstadt, und da Karl jetzt der Chef dieses Hauses geworden war, mußte er den Wohnsitz wechseln.

Vierzig Jahr, — — —! er wurde nachdenklich, ein Jütlern ging durch seinen Körper, und ein wehes Gefühl kam hoch in ihm, — jetzt kam das Glück, jetzt, da er zu altern begann, jetzt, da seine Hoffnungen entschwunden, da seine Lebensfreude erstorben, jetzt sollte er sorglos genießen können —, ein Zug von herbem Schmerz lag auf seinem Gesicht, als er hinausblatte in die klare, durchsichtig blaue Herbstluft; zwar schien die Sonne noch hell und warm, aber dennoch erstarb das Leben der Natur, und zahllose dürre Blätter wirbelten hoch im Wind, — da half kein Sonnenschein mehr, da war der Herbst im Recht —

Vier Wochen später.

Er hatte sich bereits eingelebt in die neuen Gewohnheiten. Mit eiserner Energie hatte er sich alles Wissenswerthe im Geschäft angeeignet. Aber eine neue Heimath war es ihm doch nicht geworden.

Jahrelang ein armer Schlußer und nun plötzlich ein reicher Mann, der Wechsel kam zu schnell.

Er wußte noch nicht, welche Macht das Geld ist, er war zu zaghaft, zu schüchtern und verstand es nicht, das Geld vornehm zu veranschlagen. Seine Umgebung merkte das gar bald. Seine Angestellten bemitleideten ihn, seine Bekannten machten sich heimlich über ihn lustig, und die Dienerschaft erlaubte sich manche Dreistigkeit.

Natürlich fand er auch halb gut Freunde, die ihn auf seine Schwächen aufmerksam machten, und ihn in Erziehung nehmen wollten, womit er lächelnd einverstanden war.

Und so begann denn das neue Leben.

Seine Freunde führten ihn durch die Lustbarkeiten der Residenz. Willig folgte er ihnen, eifrig bestrebt auch hier noch lernen zu wollen.

Sie eilten von Fest zu Fest, von einem Genuß zum andern, — mit vollen Händen gab man das Geld aus, — was nur zu erreichen war, wurde gethan, — er aber sah lächelnd dem Treiben seiner Freunde zu: er fand weder Vergnügen noch Anregung daran, er verstand es nicht.

Da machten sich auch seine Freunde über ihn lustig, nannten ihn eine Schlafmüde und einen Phllister, an dem alles verloren sei.

Er lachte dazu, innerlich aber ärgerte er sich doch darüber. Und nun nahm er sich ernsthaft vor, sein Leben mit Gewalt zu ändern.

So begann er zu trinken, um sich an seinen tollen Phantasien zu erregen. Es geschah. Er trank sich Rnth. Die entschummerte Jugend wachte auf. Er fühlte neue Kraft in sich, er vergaß die Vergangenheit, der Gegenwart wollte er leben, — und so taumelte er hinein in den Genuß, und im Ausflammen all der so lange schlummernben Leidenschaften tollte er weiter und weiter, plötzlich aber, mitten im Genießen, überkam ihn eine Gleichgültigkeit gegen den ganzen Trubel, das Interesse war fort, und nur eine ungeheure Leere blieb ihm. Und damit war es wieder aus. Er war der Alte.

Dst hatte er regelrecht Heimweh nach seinem kleinen Städtchen, nach all den alten Gewohnheiten, nach all den traulichen Stunden von damals. Aber auch das hielt nicht an, denn im Rausch des Großstadtlebens verschwanden die Träumereien oder wurden verdrängt durch neue Eindrücke und Erlebnisse.

So, unter heimlichen Qualen, verging ihm das erste Jahr.

Von neuem kam der Herbst ins Land!

Da lernte er ein junges Mädchen kennen, das sein ganzes Interesse erregte. Marie hieß die Kleine, war die jüngste Tochter eines braven, aber armen Beamten, ein lustiges, jugendfrisches Mädel mit schelmischen braunen Augen und einem offenen ehrlichen Gesicht, sie hatte tausend tolle Streiche im Kopf und machte mit den Männern, was sie mit ihnen machen wollte.

Karl sah sie lange und prägend an, und als er sie verließ, da wußte er, daß sie es ihm angethan hatte, — er liebte sie! So neu, so wonnig neu, war ihm dies Gefühl, daß er laut aufjubeln konnte vor Freude und Glück, — nie in seinem ganzen Leben hatte er so etwas empfunden, nie hatte er Zeit gehabt, an Liebesgeschichten zu denken, immer war er dazu gezwungen gewesen, zu arbeiten, zu verdienen, damit seine Angehörigen keine Noth litten, nun aber, nun war er frei, nun war er reich,

und nun kam das Glück auch zu ihm noch — o, er konnte jauchzen vor Glückseligkeit.

Und so ward er denn um die Gunst des schönen Mädchens, ganz ernsthaft natürlich, denn er wollte sie zur Frau haben.

Maries Eltern sind übergelüchlich, sie erkannten das große Glück ihrer Tochter, wenn sie dem reichen Manne vermählt würde, und so redeten sie ganz energisch auf die Tochter ein.

Die Tochter aber verhielt sich noch sehr reserviert, sie sagte nicht ja und auch nicht nein, sie scherzte und lachte wie immer, und ließ sich den Hof machen von allen jungen Leuten, die ihr gefielen; der am meisten bevorzugte aber war nicht Karl, sondern ein flotter junger Jurist, der in dem Ruf stand ein toller Lebemann zu sein.

Karl merkte dies sehr bald und wurde eifersüchtig auf den Glückspilz. Aber er beherrschte sich, um nicht lächerlich zu erscheinen, und sann ernsthaft nach, wie er den Nebenbuhler verdrängen könne. Er sah, wie Marie all die Tollheiten des jungen Mannes bewunderte. Das also fesselte sie. Nun gut, so wollte auch er zeigen, daß er, wenn schon kein Jüngling mehr, ganz gewiß kein Stubenhocker war.

Und nun suchte er das Leben der Jugend auf. Was er vordem mit Gleichgültigkeit, oft mit Ekel, gemieden, nun machte er es mit Er suchte nach Abenteuern, und er fand sie. Er begann ein Leben voll Genusslust und Ausschweifungen. Er trieb es toller, wie mancher Jüngling und warf das Geld mit vollen Händen fort. Und oft, wenn er sah, wie die leichtsinnige, flotte Jugend spielend Sieg auf Sieg errang, dann erwachte der Neid in ihm dann beneidete er die Jungen um ihre Jugend, um ihren leichten Sinn, der über alles spielend hinweg ging, und dann begann er nur um so toller zu leben, damit sein Rausch nicht entchwand, und er nicht in die kahle Wirklichkeit zurückversetzt wurde, denn das hatte er längst gemerkt: Jugend! Jugend! Das war der Schatz, das war es, was er nicht mehr hatte.

Eines Tages mochte er nicht mehr. Er hatte genug von den Tollheiten. Es machte ihn nur noch unbefriedigter. Jetzt gab es nur eins noch, — Marie mußte seine Frau werden.

Er hielt um sie an, die Eltern sagten sofort ja und auch Marie war einverstanden.

Glückselig schloß er die Braut in seine Arme, drückte sie fest an sich und gab ihr den ersten Kuß. Aber mitten in seinem Glückstammel fühlte er, wie sie erzitterte, und als er sie stumm fragend anblickte, sah er die hellen Thränen in ihren Augen. Da kam ihm ein schmerzlicher Gedanke. Und er fragte sie mit bebender Stimme: „Marie, sag mir die reine Wahrheit, — hast Du mich lieb? wirst Du gern und freiwillig mein Weib?“

Und sie antwortete mit thränendurchzitterter Stimme: „Nein, ich folge dem Rath und Wunsche meiner Eltern, — ich liebe einen anderen, einen jüngeren Mann.“

Das ging ihm wie ein Stich durchs Herz. Auch hier war er zu alt, auch hier siegte die Jugend. Aber er preßte die Lippen zusammen und machte sich stark. Dann gab er Marie frei — sie solle ihren Liebsten haben, er selbst wollte sie ihm zuführen, und wenn der zu arm sei, so wolle er die Wittgilt hergeben.

Dann eilte er nach Hause, schloß sich in sein Zimmer und warf sich auf das Sofa. Und nun kam das ganze Leid über ihn, und er schluchzte laut auf, . . . also nun war alles aus, nun sollte er Abschied nehmen von der Jugend, die er nie besessen, die er nie erlebt, nie gekostet hatte, — nun war es vorüber, nun war er ein reifer Mann, nun mußte er als solcher sein Leben gestalten; — Saß und Bitterkeit quollen auf in ihm, und eine Wuth erfasste ihn, daß er so ohnmächtig war gegen sein Geschick, . . . lange sinnend sah er hinaus in die helle, klare Herbstluft; zwar färbte sich das Laub schon an Baum und Strauch, aber es blühten auch noch Blumen, und die Sonne schien noch hell und warm, und an den Bäumen hingen die reifen Früchte, . . . o, auch der Herbst war noch schön!

So wurde er nach und nach ruhiger, und fand sich zurück in das Leben und suchte Trost und Vergessen in der Arbeit, die allein ihm den Frieden gab.

Die Rache der Drang-Utang's.

Eine Erinnerung von der Halbinsel Malakka.

Zu Boelit-Tengah war's. Ein einfaches Haus im Bergland, zwei Stunden zu Pferde von der See entfernt. Der Weg zum Hause führte theilweise durch Waldbüschel. Die Gegend um Boelit-Tengah ist voll wilder Thiere, daß aber auch Drang-Utang's sich daselbst aufhielten, war mir bisher unbekannt. Als ich jedoch einstmals zu Pferde von einem weiten Ausfluge mit meinem Diener Pamba zurückkehrte, sah ich mich plötzlich und zwar in nächster Nähe meines Hauses einem ganzen Rudel dieser häßlichen Ungeheuer gegenüber; sie zankten mit einander und schrien dabei ohrzerreißend, wie es nur Drang-Utang's zu thun vermögen. Oh dieser Pamba! Da hatte mir Tom seinerzeit von ihm berichtet, daß er ein Ritter sans peur et sans reproche sei; gern glaubte ich's, trug doch Pambas Gesicht über und über Narben zur Schau — zurückgebliebene Spuren eines erbitterten Straußes mit einem gefleckten Tiger, den angewandelt hatte, eine von Pambas Ziegen sich zur Mahlzeit auszuersuchen. Des Thieres Fell gab später einen prächtigen Fußteppich in Pambas Behausung ab.

Noch stand ich verwundert da und starrte die abscheulichen haarigen Leiber und kolossalen Gliedmaßen der Affen an, als diese plötzlich alle zusammen über einen unter ihnen, der in der Mitte gleich einem Gefangenen stand, herstürzten und ihn zu zerreißen begannen. Die Schmerzensrufe des armen Thieres glichen dem Angstschrei einer tödtlich erschrocken Frau. Nur eine halbe Minute dauerte es, dann war alles vorbei.

Pamba trat gemessen auf das Rudel Affen zu und feuerte aus Verathwohl einige Schüsse auf dasselbe ab. Im Nu war es auseinander gestoben; nur einer blieb zurück, sich verwundet auf der Erde hin- und herwälzend. Als wir uns jedoch näherten, erhob sich auch dieser Affe und schwankte in das Dickicht. Pamba lachte. „Walbmensch bang geworden. Nichts abweisen von Feuerwaffen.“ Kaum hatte ich mich von meinem Erstaunen erholt, als ich auch sofort Pamba für seinen Uebermuth gehörig zurechtsetzte. Wären die Scheusäler auf und losgegangen, so hätte unser Haus sicherlich lange auf die Rückkehr seiner Insassen warten können! Aber einmal zu Hause, war die Geschichte bald von mir vergessen. Meine Frau ließ es sich freilich nicht nehmen, Pamba gehörig den Legt dafür zu lesen, daß er mein Leben einer so großen Gefahr ausgesetzt hatte. Sein Leben habe geringeren Werth, fügte sie hinzu. Der Diener nickte verständnisinnig mit dem Kopf und erkannte bereitwilligst an, er habe verrückt und hinverbrannt gehandelt.

Wie gesagt, ich hatte das Abenteuer bereits vollständig vergessen, als man mir ein oder zwei Monate später die Mittheilung machte, daß Drang-Utang's auf der Waldeslichtung, in der mein Haus errichtet war, sich gezeigt hätten. Mochte dies auch weiter nichts Schlimmes bedeuten, so war es jedenfalls doch keine besonders angenehme Nachricht. Ich gab darnach meinen Bedienten den Befehl, auf der Hut zu sein und sich nicht allzu weit von einander zu entfernen. Eines Tages, es war gerade zur Essenszeit, rief mich Pamba an. Ich gewährte im Dämmerlicht am Saum der Lichtung eine Anzahl Affen, vor denen ein kolossaler grauhaariger männlicher Affe postiert stand, offenbar der Anführer der Bande, der fortwährend zeterte und nach meinem Hause wies. Einer seiner Arme war gebrochen und hing schlaff an seinem Körper nieder — zweifellos die Folge der Schüsse Pambas.

In der Meinung, daß es nun doch wohl angebracht sei, den Thieren eine Lektion zu erteilen, holte ich ein Gewehr und trat, von Pamba begleitet, der gleichermäße bewaffnet war, aus der Hausthüre. Aber kaum hatten uns die Affen erspäht, als sie einen ganz gewaltigen Lärm anhuben; bevor wir jedoch noch auf sie anlegen konnten, waren sie verschwunden. „Walbmensch bange vor Feuerwaffen. Denken an damals,“ meinte Pamba.

Eine Zeitlang blieben die Drang-Utang's verschwunden.

Dann aber fand man eines der Kinder meines Bedienten erwürgt vor; an seinem Halse bemerkte man die Eindrücke scharfer Fingernägel. Natürlich brachte dieses Ereigniß uns alle in Aufruhr. Sobald sich jetzt ein Drang-Utang zeigte, wurde auf ihn ohne weiteres gefeuert. So hielten wir die Thiere von unserer Lichtung fern.

Mittlerweise hatte sich der Zustand meiner kranken Frau zum Schlimmeren gewendet. Fieber und Schwindelanfälle warfen sie ganze Tage lang auf's Kranken-

lager. So beschloß ich denn nicht länger zu zögern und sie nach Pinang zu schaffen, damit sie von dort aus mit dem nächsten Maildampfer zur Besserung ihrer Gesundheit nach England zurückkehren könne. In einem Samstag Nachmittag war's gegen 3 Uhr — ich erinnere mich des Tages wohl — als die „dogcart“ vor meinem Wohnhaus hielt. Ich ließ nur einen Koffer meiner Frau aufladen, den Rest wollte ich selbst bei meiner eigenen Abreise mit mir nehmen. Bevor wir abfuhren, drängte es Pamba, mir noch etwas zu sagen. „Wenn der Herr klug ist, so wartet der Herr lieber bis morgen und umgeht auch den Wald. Der kürzere Weg ist schlecht und voll wilder Thiere,“ meinte er. „Ei was, Pamba,“ erwiderte ich, „wer wurde denn jemals bei hellem, lichtem Tag von wilden Thieren angefallen und noch dazu, wenn er ein Gewehr besitzt! Spring hinten auf, Mensch, und nimm Charles (mein Knabe) zu Dir; meine Frau und ich sitzen vorne auf und nehmen die Kleinste.“

„Der Herr muß es wissen! Für die Herrin wäre es besser, falls sie in einem Tragestuhl mit 6 Mann reisen würde. Es sind viele Gefahren im Wald, wie der Herr weiß.“

„Na, na, Pamba, ich glaube wirklich, Du fürchtest Dich vor den „Walbmenschen,“ meinte ich lächelnd, „erinnerst Du Dich denn nicht, wie sie vor der Feuerwaffe flohen?“

Fest sah mich der Malaie mit seinen großen braunen Augen an und erwiderte gelassen: „Nein, Pamba fürchtet sich nicht!“

Der Ton, indem er dies sagte und die Erinnerung daran, daß mein Diener bereits manche Probe seines Muthes abgelegt hatte, ließ es mich fast bereuen, daß ich ihn zu verspotten versucht hatte. Und in der That, nur zu bald sollte Pamba einen Muth an den Tag legen, um den ihn der tapferste Mann beneiden konnte!

Wir fuhren also ab. Die erste Wegstunde ging es durch dicke Schatten des Waldes; ich bekenne, nicht ganz ohne Beklemmung. Doch je länger wir fuhren, desto mehr faßten wir Muth. Entsetzlich war der Weg und uneben. So konnten wir nur langsam fort. Pamba verhielt sich schweigend. Unter seinem Kopftuch spähten seine großen braunen Augen vorsichtig nach rechts und links. Ich gewährte, daß er neben Pistolen, die ich ihm gereicht hatte, noch seinen „Kris“ trug, eine zweischneidige, gestammte Waffe, scharf wie ein Rasiermesser, deren sich die Malaien mit Vorliebe bedienen.

Wir befanden uns etwa auf der Hälfte des Weges. Noch eine Stunde nur und wir waren wohlbehalten an Bord der Dünke, um den schmalen Wasserarm zu durchqueren, der Pinang vom Festland trennt.

Aber gerade als sich der Wald etwas zu lichten begann und der Weg ebener wurde, hörten wir gar fremdartige Töne: „tjiet tjiet“ über unseren Köpfen. Zwei Drang-Utangs waren es, die aus den

Zweigen eines hohen Baumes grimmig auf uns herabglohten. Und als wir weiter fuhren, bemerkten wir, daß auf jedem Baume eine Zahl Affen wie Schildwachen lauerten.

Jedesmal, wenn wir an einem Baum vorbei waren, ließen sich die Affen auf den Weg herabgleiten und trotteten schwankend hinter der Dogcart her. Dabei stießen sie unaufhörlich ihr „tjiet, tjiet“ aus.

Ich gab meinem Ponny die Peitsche. Das Thier hatte von selbst einen schärferen Gang eingeschlagen, nun eilte es im Galopp dahin. Aber ich sah bald ein, daß die Affen trotz ihres wankenden Ganges ganz gemächlich mit uns gleichen Schritt halten konnten.

Immer weiter fuhren wir. Aus jedem Baum glitten wohl sechs der grinsenden Ungeheuer und schlossen sich der Schaar unserer Verfolger an. Einige versuchten sogar, sich aus den über uns hängenden Zweigen auf den Wagen herabgleiten zu lassen, doch sie verfehlten in den meisten Fällen ihr Ziel und stürzten Hals über Kopf hinter uns auf den Weg. Jedoch einem Affen, der an einem niedriger über unseren Köpfen hängenden Zweige sich hin und her schwang, glückte es besser, er kam gerade auf den Fußtritt des Wagens zu recht. Seine abscheulichen gelben Zähne besaßen sich kaum einen Fuß von mir entfernt, — da aber sauste Pambas rechter Arm nieder. Gräßlich heulend und mit zerbrochenen Kinnladen kollerte der Affe hintenüber.

Meine Frau, die sich fest an mich gemiegt hatte, fiel in Ohnmacht. Meine beiden Kleinen schrieken aus Leibesträften. Keine Möglichkeit mehr, durch die Schnelligkeit unserer Fahrt uns zu retten. Schon schwankte der Wagen auf dem holperigen Wege hin und her und drohte jeden Augenblick umzuschlagen.

Nun waren die Drang-Utangs kaum 30 Meter von uns ab. „Pamba,“ rief ich, „feuere blindlings unter sie. Sie werden sicher wie früher entfliehen!“

„Nein, Herr, sie werden nicht entfliehen; sie wissen, daß wir Ihnen nicht entrinnen können.“

Einer der Affen stürzte als das Opfer der beiden Pistolenschüsse nieder. Die übrigen setzten ihren Lauf fort. Schweigend zog ich meinen Revolver aus dem Gurt und reichte ihn Pamba.

Er wartete bis sie dicht bei waren — in einer Entfernung von sechs Metern. Dann feuerte er hintereinander sechs Mal. Kein Zweifel, das verwunderte die Thiere. Augenscheinlich hatten sie geglaubt, daß sie mit einem Schuß davon kommen würden. Wie dem auch sei, sie hielten einen Augenblick an, als zwei getroffen niederstürzten. Aber einen Augenblick nur! In der nächsten Minute sah man sie wieder in ihrer schwerfälligen Weise auf dem Marsch. Dichter und dichter kamen sie heran. Unser Ponny war fast außer Athem. Und der Endpunkt unserer Reise lag noch weit entfernt, keine Spur von Hilfe auf dem einsamen Weg!

Endlich brach Pamba das Schweigen. „Mein Herr muß weiter fahren. Pamba wird den „Walbmenschen“ entgegentreten; es giebt keinen anderen Ausweg.“

„Schweig, Dummkopf,“ sagte ich. „Aushalten, es ist noch möglich!“ Dennoch hegte ich keine Hoffnung mehr. Ich blickte auf meine bewußtlose Gattin und entsetzten Kinder — und mein Kopf sauste.

Ich glaube diesen Blick nahm Pamba wahr. Wie dem auch sei, im nächsten Augenblick sah ich Pambas Gesicht dicht an meiner Wange und er flüsterte mir ins Ohr: „Mein Herr wird Pambas Frau schützen, Dhoba und meine Kleinen. Gottes Wege sind gerecht. Herr, lebt wohl!“ Und noch bevor ich sein Vorhaben zu begreifen vermochte, hatte er seinen blinkenden Kris gezogen und war von dem Wagen hinabgesprungen. Ueber meine Schultern zurücksehend, gewährte ich seinen athletischen Körper den Trupp heulender Affen überragend und bei jedem Stoß die Waffe in seiner Hand halten. Wie im Traum fuhr ich weiter: es war mir elendiglich zu Muth. Als ich mich dann noch einmal umwandte, gerade als ich um eine Ecke fuhr, war der Malaie nicht mehr zu sehen — ich sah nichts weiter als einen Haufen taumelnder, heulender und kreischender Gestalten.

Ich langte wohlbehalten in Pinang an. Folgenden Tages kehrte ich desselben Weges mit zehn Malaien zurück. Alle Drang-Utangs waren verschwunden. Pambas Körper fanden wir, in Stücke gerissen, auf. Um ihn herum lagen 11 todtte Affen, jeder so groß wie ein Mann.

Veränderungen der Küstengebiete.

Von Dr. Walter Renner.

(Nachdruck verboten)

Die Forschungen der Geologen haben mit ziemlicher Sicherheit ergeben, daß das Gebiet der Nordsee zwischen Britannien, Frankreich und Deutschland einstmals festes Land gewesen ist. Das war in der vormenschlichen Zeit, wie denn bei derartigen Forschungen nicht nach Jahrhunderten, sondern nach vielen Jahrtausenden gerechnet werden muß. Ehe noch ein menschliches Wesen die Erde bevölkerte, hatte die Erbrinde schon eine derartige Schwere erreicht, daß die abwärts drückende Masse eine Mulde bildete, in welche die Fluthen des Ozeans von Norden her einbrangen. Der süßliche Damm hielt den Meereswogen noch lange, lange Stand. Die Nordsee und der Golfstrom des Atlantischen Ozeans nahmen den Kampf gegen den Landesdamm auf, der schließlich weggenagt, niedergepült wurde, sobald die Nordsee in ununterbrochene Verbindung mit dem Atlantischen Ozean treten konnte. Seit jener Zeit schon dauern die Veränderungen der Küstengebiete ununterbrochen an.

Einen regen Antheil an diesen Veränderungen nahmen auch die dem Nordsee-

Becken zufließenden Ströme. Dieselben führten große Schlamm Massen mit sich, die sie in der Mündung absetzten. Der Anprall der Meereswogen drängte die Erdmassen tief in die Flüsse hinein, sodaß sich in den Mündungen Querdämme bildeten, welche die Ströme derart stauten, daß sie weit umher das Land überflutheten. In vielen Fällen mußten sich die Flüsse neue Betten und neue Mündungen schaffen. Das Festland war hierdurch fortgesetzten Veränderungen unterworfen: wo heute fester Boden war, hatte sich im nächsten Jahrzehnt ein See gebildet und umgekehrt. Meer und Flüsse zeigten sich heute hier landbildend, morgen dort landzerstörend.

Es ist erwiesen, daß die nordholländische Inselreihe, zu der auch Vorkum, Nordberney und Wangeroog zählen, ehemals eine schmale, langausgestreckte Nehrung bildete, welche mit der Nordspitze der holländischen Halbinsel zusammenhing. Die Fluthen der See und die einmündenden Flüsse brachten in der eben angegebenen Weise eine Durchbrechung der Nehrung fertig, sodaß dieselbe in eine Inselreihe verwandelt wurde. Einscheidende Veränderungen an dieser Nehrung haben erst in einer Zeit stattgefunden, von welcher wir geschichtliche Ueberlieferungen besitzen. Der Durchbruch des Zudersees ist erst am Ende des 13. Jahrhunderts erfolgt; die Inseln Vorkum, Juist und Bant vor der Mündung der Ems hingen früher zusammen, Vorkum soll ehemals 12—16 Quadratmeilen groß gewesen sein. Zur Zeit der Römer war auch der Dollart noch nicht vorhanden, an seiner Stelle lag das „Land der Reider.“ Erst in den Jahren 1277 bis 1287 wurde dieses halbinselförmige Land so weggespült, daß im Jahre 1506 nur noch das Gebiet der Stadt Torum übrig war. Die so von der Ems verschlungenen Ländereien enthielten außer der eben genannten Stadt noch 50 Märkte, Kirchen und Klöster, die schönsten und reichsten in Friesland. Der hierdurch entstandene neue Meerbusen nahm gegen 6 Quadratmeilen ein ist aber gegenwärtig schon wieder durch Anschlämmung von Land um 4 Quadratmeilen kleiner geworden. Endlich ist auch der Jahdebusen, welcher über 3 Quadratmeilen Landes faßt, neuerer Entstehung; dieselbe begann zwar schon im Jahre 1218, aber erst 1651 wurde das letzte Land (die Vogtei Austringen) weggespült.

Für uns Deutsche bildet ein ganz besonders interessantes Beispiel für die Zerstörungskraft des Meeres die Insel Helgoland. Die Insel, welche gegenwärtig 4600 Meter im Umfange hat und $\frac{1}{4}$ Meile lang, und $\frac{1}{12}$ Meile breit ist, bildet eine steil aus dem Meere aufsteigende 180 bis 290 Fuß hohe Felsklippe, deren Ablagerungsmassen von Westen nach Osten hin abfallen. Dieselben bestehen aus braunrothem Sandstein mit dicken Zwischenschichten von Schiefermergel. Der letztere saugt Wasser in sich auf und wird dadurch so weich und mürbe, daß er von den heranstürmenden Meereswogen mit leichter Mühe losgeschlammmt werden kann. Die Sandsteinschichten verklüften dann den Falt, brechen in sich zusammen, werden von den Wellen

vollends zertrümmert und als Schuttwall am Fuße der Felswände aufgehäuft. Der Vernichtungsprozeß von Helgoland geht langsam aber unaufhaltsam vorwärts. Im 13. Jahrhundert war die Insel beinahe 5 Mal größer als gegenwärtig und trug zahlreiche Ortschaften. Schon um's Jahr 1649 verlor das Eiland soviel Land, daß es nur noch zwei kleine Inseln umfaßte. Vor uns liegt eine „Karte von Helgoland im Zustande des 8., 13. und 17. Jahrhunderts.“ Dieselbe zeigt uns sehr deutlich die erschreckende Veränderung, welche das Meer an der Insel hervorgebracht hat.

Im 8. Jahrhundert besaß die Insel 6 Häfen, den Oberhafen, Frischhafen, Nordhafen, Westerhafen, Urselhafen und Hillighafen. Wir finden auf der Karte eingezeichnet einen Tempel Martis, Tempel Jovis, Tempel Vestae, Tempel Fosete (erbaut anno 768) u. s. w. Das Castellum groneburg Regis Vithonis schützte die Ostküste, das Castellum wittenborg regis Juthonis die Südküste im Verein mit dem Castellum Regis. Wir finden ein St. Elberti Closter, eine Sudekirch und eine Nordkapell. Zahlreiche Städte sind eingetragen, weite Strecken der Insel sind mächtig bewaldet.

Fünf Jahrhunderte später war Helgoland etwa 5 Mal kleiner geworden. Die mit Wald bestandenen Gegenden sind fast ganz verschwunden. Ebenso giebt es keinen Hafen mehr. Und anno 1649 sehen wir nur noch zwei winzige Inselchen, von denen die eine die Gestalt des heutigen Eilandes aufweist. Jetzt ist nun auch der damals noch existierende zweite Theil der Insel von den gefräßigen Wellen verschlungen worden, — nur die Düne zeugt noch von der verschwundenen Pracht . . .

Garz ähnlich wie Helgoland ist auch das ganze Küstenland Schleswigs Nordwärts von der Elbe im Laufe der Jahrtausende von den Fluthen der Nordsee verwüstet worden. Eine fruchtbare mit dem Küstenland verbundene, reich bevölkerte Landesmasse breitete sich da aus, wo wir heute nur noch vereinzelte Inseln, Sandbänke und Klippen sehen. An der schleswigschen Westküste befand sich noch bis zum Jahre 1240 ein reich angebauter Landstrich mit zahlreichen Dörfern und Ortschaften, welcher von Nord nach Süd 9—11 und von Ost nach West 6—8 geographische Meilen breit war. In dem erwähnten Jahre wurde dieser Landstrich durch das Meer vom Festland abgerissen und zum Theil verschlungen, sodaß nur noch die nordfriesischen Inseln Nordstrand, Föhr und Sylt übrig blieben. Aber auch Nordstrand war dem Untergang geweiht. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte diese Insel noch über 4 geographische Meilen im Umfange. Am Abend des 11. Oktober 1654 brach das Unglück über das Eiland herein. Eine fürchterliche Sturmfluth ergoß sich und riß das Land thatsächlich in Stücke. 1338 Häuser, Kirchen u. s. w. verschwanden vom Erdboden, 6406 Menschen, gegen 50 000 Stück Vieh fanden ihren Tod in den mit geradezu elementarer Gewalt einherbrausenden Fluthen . . .

Drei kleine Inseln, Pelworm, Nordstrand und Lütje Moor waren allein noch übrig geblieben, nachdem sich die Wasser verlaufen hatten. In den Jahren 1730 bis 1793 sind auch von diesen wieder Stücke vom Meere verschlungen worden, bis schließlich die wenigen übrig gebliebenen Bewohner den Boden räumten, auf welchem sie tagtäglich vom Untergang bedroht waren. —

Während so auf der einen Seite das Meer zerstörend einwirkt auf das Land, erweist es sich andererseits der Landbildung förderlich. Die dicht unter der Oberfläche des Meeres gelegenen Reste der ehemaligen Landesmassen bilden jetzt Landfänger, welche die Meeresfluthen stauen, sodaß sie den Sand und Erdschlamm, den sie mit sich führen, ablagern müssen. Es bilden sich auf diese Weise zuerst unterseeische Sandbänke, dann Watten und schließlich neue Inseln, welche flach zu Tage treten. Dieselben sind aber nicht fest, und jede Sturmfluth kann sie wieder verschwinden lassen. Die bekanntesten dieser Flachinseln sind die 14 bis 15 Halligen, welche zwischen Nordland, Pelworm und Föhr neu gebildet worden sind, kaum 2 bis 3 Fuß den Meeresspiegel überragen und höchstens $\frac{1}{2}$ Quadratmeile groß sind. Auf den Halligen findet sich kein Hügel, nicht einmal ein Dünenwall, sie sind fast ganz baumlos, Süßgräser gedeihen auf ihnen nicht, auch haben sie keine Süßwasserquelle. Und trotzdem sind die Inseln doch von Menschen bewohnt, welche ihrer unwirthbaren und unsicheren Heimath mit großer Liebe anhängen. Einige dieser Halligen wie Nordmarsch, Langenes, Oland und Gröbe sind sogar stark bewohnt und bilden Kirchspiele. Die Bewohner sind gewöhnlich wohlhabende Leute, trotzdem sie nur Schaf- und Rindviehzucht betreiben können.

Die ununterbrochenen Landablagerungen auf den Watten erreichen bald eine solche Höhe, daß sie von der Fluth nicht mehr überschwemmt werden können. Das Wasser, das der Schlack aufgesaugt hat, verdunstet, die Oberfläche trocknet aus und schließlich bildet sich ein schwarzer, übel riechender Boden, auf welchem nun auch die Pflanzenwelt ihren Einzug hält und die reichlichste Nahrung findet. Die Marschen grünen und blühen zum Frühjahr und liefern die prächtvollsten Weideplätze. Sobald die Marschenbildung in dieses Stadium getreten ist, nimmt der Mensch das neugeborene Land in seinen Besitz. Dasselbe dient zuerst als Weideplatz für das Vieh, dann wird es mit Einwässerungsgräben durchzogen und zum Schutz gegen die Meereswogen mit Deichen umgeben. Damit ist das neugeschaffene Marschland für lange Jahre als das fruchtbarste Ackerland gewonnen. An der Außenseite des Deiches schafft inzwischen das Meer wieder neues Marschland heran, welches dann nach seiner Reife abermals von Schutzdeichen umschlossen wird. Schließlich erscheint ein solches Marschengebiet als eine weite Strecke fruchtbarsten und besten Landes, kreuz und quer von Deichen durchzogen.

Die Meeresfluth braucht, um eine weitere Künstenveränderung vorzubringen: die Dünen, noch einen Bundesgenossen, den Wind. Die Dünen bestehen aus feinem, von der Meeresfluth herbeigeschwemmten und vom Seewinde angehäuften Fluglande. Der Wind schafft aus dem Sande ein sich oft durch viele Meilen Landes hinziehendes Sandgebirge, welches zwar das hinter ihm ausgebreitete Flachland gegen einen Einbruch der Meereswogen schützt, aber leider auch weite Strecken in Sandeindöden verwandelt. Die Entstehung der Dünen ist ziemlich einfach: die Ebbe läßt eine breite Strandebene zurück, die mit dunkelgrauem, feuchtem Sande bedeckt ist. Die Sonne durchdringt diese Fläche so schnell, daß ihre Feuchtigkeit rasch verdunstet und über ihr ein aufsteigender Luftstrom entsteht. Hierdurch bildet sich über der Strandebene ein luftverdünnter Raum, in welchem sofort ein von dem Meerespiegel aus herbeifluthender kühlerer Luftstrom eindringt, der den jetzt trocken gewordenen Sand mit Gewalt landeinwärts führt. Der Sand schlägt sich an jedem aus dem Boden hervorragenden Gegenstand nieder, der letztere wird bedeckt, es bildet sich ein Sandhügel, der bei jedem nachfolgenden Seeluststrom immer größer wird. Damit ist aber schon der Grund gelegt zu einer Düne.

Drei Faktoren also sind es, welche stetig an der Umgestaltung der Küstengebiete arbeiten: die Meeresswellen, die Ströme und der Wind. Diese drei Faktoren ergänzen sich gegenseitig dahin, daß der eine immer das wieder aufbaut, was der andere zerstört. Es herrscht somit auf diesem Gebiet eine ausgleichende Gerechtigkeit genau so wie auf jedem anderen Gebiet der Natur.

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Humoreske von F. Thiem.
(Nachdruck verboten.)

Zur Zeit des Khalifen Harun al Raschid (der Gerechte) lebte in Bagdad ein Barbier Namens Abul Hatal, der durch die Geschicklichkeit, mit welcher er sein Handwerk ausübte, ein berühmter und

gar viel in Anspruch genommener, mit der Zeit aber auch ein recht hochfahriger Mann geworden war. Nur in den vornehmsten Kreisen der reichen Hauptstadt suchte und fand er seine Kundschaft, während er das niedere Volk von der Ehre, von seinem Schermesser berührt zu werden, gänzlich ausschloß.

Eines Tages nun kam zu diesem Manne ein armes Bäuerlein und bot ihm eine Ladung Brennholz, das von einem Esel getragen wurde zum Kauf an. Abul fragte den Bauer, was er für alles Holz auf dem Esel haben wollte. Der Bauer nannte den Preis, das Geschäft kam zustande und das Holz wurde abgeladen. Als der Bauer nun das Geld verlangte, sagte der Barbier: „Du mußt mir auch Deinen hölzernen Päckfattel geben, denn ich habe alles Holz auf dem Esel gekauft.“ Der Holzhändler wollte davon nichts wissen. Das Ende aber des Hin- und Herreitens war, daß Abul zu dem Holze auch noch den Päckfattel nahm und den Betrogenen verschmizt lachend auf die Straße hinauswarf.

Höchst bekümmert wandte sich nun der Bauer an verschiedene niedere und hohe Richter; keiner wollte ihm helfen. Endlich gelang es ihm, sich bei dem Khalifen eine Audienz zu verschaffen und dieser konnte dem Meisten nicht helfen. „Lieber Freund,“ sagte der Herrscher, „nach der Lage der Sache ist dem Barbier schwer beizukommen; jedoch ich will Dir einen guten Rath geben: — — —“ Die nun folgenden Worte sagte er dem Holzhändler leise ins Ohr.

Fröhlichen Sinnes, als ob der Streit ganz und voll zu seinen Gunsten entschieden sei, verließ der Bauer den weisen und gerechten Herrn. Nach einigen Tagen kam er wieder in die Stadt ging flugs zu Abul Hatal und fragte ihn, ob er ihn und seinen Begleiter, der draußen stände, nicht scheren möchte. Dem Barbier, den sein übermüthiges Thun ein wenig gereut haben mochte, muß wohl diese Gelegenheit, den Holzhändler verfühnen zu können, gerade recht gekommen sein; denn er nahm sein Handwerkszeug hervor und begann, den Mann zu scheren. Als er damit fertig war, fragte er, wo denn der Andere

wäre. „Der steht noch draußen; ich werde ihn sogleich hereinholen.“ So sprach der Holzhändler, ging hinaus und führte, als wenn es nichts Auffälliges wäre, seinen Esel herein. Nun gab es natürlich noch ein viel heftigeres Streiten als vordem bei dem Holzhandel; aber auch dies endete schließlich damit, daß der Barbier Bauer und Esel hinauswarf. Nun ging aber das Bäuerlein schnurstracks zum Khalifen, und dieser ließ, nachdem er den Sachverhalt vernommen, sogleich den Barbier rufen. „Hast Du Dich verpflichtet, diesen Mann nebst seinem Begleiter zu scheren?“ donnerte der Khalif den Barbier an. „Ja, so ist es unter uns verabredet, stammelte der Gefragte, aber ein Esel — als — Begleiter —“ „Und ein Päckfattel als Brennholz?“ unterbrach ihn der Khalif. — „Vorwärts an die Arbeit oder — —“ Der Herrscher sprach seine Drohung nicht aus; es war auch nicht nöthig; denn schon machte sich Abul Hatal an die Arbeit. Er mußte den Esel vom Kopfe bis zur Schwanzspitze einseifen und unter dem Hohngelächter der hinzugerufenen Höflinge scheren. Bald darauf erzählte man sich in ganz Bagdad von dem Vorfalle, und Jedermann freute sich über die Demüthigung des stolzen Barbiers und pries die Gerechtigkeit des Khalifen.

Humoristisches.

Schrecklich. Bäckisch: „Der arate Schweizerkäse — so viele Augen zu haben und nichts von der Schweiz sehen zu können!“

Zimmer derselbe. Herr: „War die See während Ihrer Dampferpartie ruhig oder erregt.“ — Leutnant: „Freudig erregt.“

Silben-Räthsel.

ef, el, eu, li, pa, re, ro, rei, tau, tich.

Aus obigen 10 Wörtern sind 5 bekannte Wörter zu bilden. Die Anfangs- und Endbuchstaben derselben ergeben von oben nach unten gelesen die Namen zweier bekannter Schriftsteller und Dichter.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Wasser, Schild, Kröte. — Wasserschilddröte.



Sicherer Weg zum Reichthum! Magische Cassette - Sparbank

Patentamtlich geschützt.
Sie schließt sich selbst, zeigt den darin befindlichen Betrag an und kann erst dann geöffnet werden, wenn dieselbe mit der entsprechenden Geldsorte vollständig gefüllt ist, und zwar Nr. 1 nach Ansammlung von 20 Mk. in 50 Pfennigstücken, Nr. 2 nach Ansammlung von 3 Mk. in 10 Pfennigstücken, früher kann die Einrichtung unmöglich geöffnet werden und nöthig daher zum Weiterwaren, bis sich Mk. 20 resp. Mk. 3 in der Sparbank gesammelt haben. Nach Leerung wieder verschließbar. Preis 75 Pfg. pro Stück. Von 2 Stück an frankirte Zusendung überalhin bei Voreinsendung des Betrages in Briefmarken oder baar. (Nachnahme 30 Pf. Portozuschlag), von 1/2 Duzend an 20 Pfg. Rabatt.

Hermann Hurwitz & Co.,
Berlin C., Klosterstrasse 49,
Spezial-Geschäft für Patent-Artikel.

Meinen Mitmenschen

welche an Magenbeschwerden, Verdauungs-schwäche, Appetitmangel etc. leiden, theile ich herzlich gern und unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde.
Kopier u. D. Kypke in Schreibwaren (Wiesengentzige). 2216



Alle gebraucht. Briefmark. kauft fortwährend (Prosp. gratis) G. Zechmeyer, Nürnberg.

3 Meter f. blau, braun od. schwarz zum Anzuge für 10 M., 2,10 desgl. zu Sommer- oder Herbst-Paletot für 7 M. versendet franco gegen Nachnahme **J. Büntgens, Tuchfabrik, Eupen bei Aachen.** Anerkannt vorzügliche Bezugsquelle. Muster franco zu Diensten.

Caution®.

bedürftige wollen sich wenden an die **Fides Erste deutsche Caution-Vers.-Anst. in Mannheim.**

Wollen

Sie Uhren u. Goldwaaren direkt aus der Fabrik beziehen, so lassen Sie sich meinen illustrierten Pracht-Catalog gratis u. franco kommen.
G. A. Lindes, Braunschweig,
Uhren u. Goldwaarenfabrik